

(Nachdruck verboten.)

48]

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Die Schullerin schaute ihm nach und wischte sich mit der Schürze die Tränen ab.

„Geh' ma halt!“ sagte sie.

Wie sie durch den Friedhof schritt, blieb sie stehen und fing wieder heftig zu weinen an.

„Wo soll i jetzt hi' geh? Da Bauer is am Feld drauß' und kimmt vor auf d' Nacht net hoam. D' Urschula liegt im Bett, und i derf ihr's gar it sag'n, daß 's Kind an Spottnama kriag'n muaf. I woaf gar it, wo i hi' geh' soll. 's Liebste waar mir überhaupts, i waar scho g'storb'n. I kriag ja doa foan Ruah nimmer, und da hätt' i do mein Ruah und wisset nix mehr!“

„Gehst vielleicht zum Pfarrer von Aufhausen umi, Schullerin!“ sagte die Hebamme. „Der ko Dir an Auskunft geb'n, ob's es den Nama leiden müast's.“

„Wia ko denn i nach Aufhausen umi? De Deanstbot'n san allesammete am Feld, und es muaf do wer dahoam sei! Stallzeit is aa.“

„I gang gern für di, aba unferoana ko it viel red'n. Höscht denn gar neamd, der Dir den G'fallen tat?“

Die Schullerin befaß sich.

„Höchstens da Haberlschneider,“ sagte sie. „Bal er dahoam is.“

„Nacha gehst zu'n Haberlschneider. Der kunn de G'sicht richti vorbringa.“

„I glaab it, daß's was helfst. Und i plag' an Haberlschneider it gern.“

„Ja no, balst finst neamd woafst. Du tatst as ja aa für an andern.“

„Probier' i's halt!“ sagte die Schullerin. „Aba, was tuast denn Du derweil? Du ko'it it mitlassa mit'n Kind, und hoam derfst aa net. Sinst spannt's d' Urschula.“

„Geh' i halt' in's Wirtshaus und wart' auf Di. Dös is finst aa der Brauch, daß ma nach da Tauf' ins Wirtshaus geht.“

„Wo mir aus. Trinkst a Halbe, i bleib' it lang' aus.“

Die Schullerin machte sich auf den Weg zum Haberlschneider, und die Hebamme ging ins Wirtshaus.

Es war niemand in der Stube. Bei dem schönen Wetter nahm sich kein Bauer die Zeit zum Trinken.

Die Hebamme legte das Kind auf einen Tisch, und die Kellnerin kam mit verschlafenen Augen hinter dem Ofen hervor.

„D' Haasin!“ sagte sie. „Höst a Tauf' g'habt? Kemma no mehra Leut?“

„Na, i bin alloa.“

„Is denn foa Pat' it dabei?“

„Na. Es is ja a ledig's Kind! Von da Schuller Urschula.“

„Ja fo. Von da Urschula? Is's a Madel.“

„Na, a Bua.“

„A Bua? Da Hierangl Kaver, sagen's, muaf an Vater macha. Was schaffst denn, Haasin? A Halbe Bier?“

„Ja, und an Saas derfst mir aa bringa.“

Nach einiger Zeit kam die Kellnerin wieder und stellte das matt ausschende Bier vor die Hebamme hin.

Dann betrachtete sie das Kind, welches mit seinen runden Augen verwundert zur Decke hinausschaute.

„So fo? Von da Urschula? Hat ma da scho was g'hört, ob da Hierangl Kaver quatwillig zahlst?“

„I woaf gar nix.“

„I moan allawei, da werd's an Streit geb'n. Da Kaver hat's faustdick hinter de Ohren. Aha a nett's Kind is! Und stark.“

„Ja, es is a g'sund, 's Kind.“

„Wie hoast's denn?“

„Gar it hoast's. Es is not it taust.“

„Was? Für was schleppst d'as denn Du nacha umanand?“

„Ja, mir san scho in da Kircha g'wen, aba da Pfarrer will eahn an Spottnama geb'n. Simpli oder Simpi, i woaf nimmer g'nau.“

„Für was nacha dös?“

„Ja, weil der Heilige austriff auf den Tag, wo 's Kind geboren is.“

„Geh! So was hab' i aa no net g'hört.“

„Es is scho oamal so a G'sicht g'wen,“ sagte die Hebamme. „Es is net dös erst' Mal.“

„Da hab' i no nia was vernomma.“

„Du bist halt no it so lang' da z' Erlbach. Dös is vor a Jahr a drei g'wen. D' Elfinger Marie hat a Madel bracht; im August is g'wen. Dös hat da Pfarrer Bibiana taust.“

„Wi—bi—ana!“ wiederholte die Kellnerin. „Was dös für Nama san! Wi—bi—ana! Dös is ja g'rad, als wenn ma de Genna schreit.“

„Schö is der Nam' net. Aha no, da hat's it viel ausg'macht. 's Madel is a paar Tag' danach g'storb'n. Da is it viel g'red't wor'n dabo.“

„Daß si d' Leut' dös g'fallen lassen müassen?“

„Ja no!“

„I lasset ma's durchaus it g'fallen,“ sagte die Kellnerin, „dös möcht' i seh'n, ob i da zuaschaug'n müast.“

„Selm waarst net dabei,“ erwiderte die Hebamme und schob das letzte Stück Käse in den Mund; „selm waarst net dabei, und bal da Pfarrer amal sagt, es is sei Recht. Was willst macha?“

„I schimpfet scho so viel, i lasset ma's durchaus it g'fallen.“

„D' Schullerin war mit in da Kircha. De hat bettelt und aufgebeht. Aha nacha hat da Pfarrer g'sagt, er taust 's Kind überhaupts net.“

Dem kleinen Vöft wurde bänglich zumute, wie er so einsam auf der Tischplatte lag und hoch oben über sich die weiße Decke sah. Er drehte den Kopf unruhig hin und her und verzog sein faltiges Gesicht zum Weinen.

„Bisch! Bisch!“ machte die Hebamme.

„Sei no staad, kloanal kriagst Dein Dichel scho!“

Sie steckte ihm den Schmuller in den Mund. Da begann der kleine Vöft zu saugen und wurde still.

Und sah wieder ernsthaft in die Höhe, als denke er reichlich darüber nach, ob er sich den heiligen Simplicius als Namenspatron gefallen lassen müsse.

Die Kellnerin zog eine Haarnadel aus ihrem Bopse und stocherte damit in ihren Zähnen herum.

„A nett's Kind!“ sagte sie. „Gloabst Du, daß da Kaver am End' no d' Urschula heirat?“

„'s beste waar's. Sie is do a ganz a richtig's Leut'!“

„I glaab it, daß er's tuat. De Burschen sag'n, er will gar nix wissen von ihr.“

„Nacha muaf er halt brav zahl'n.“

„I glaab, dös will er aa net. Er behaupt', daß mehra beteiligt san.“

„Dös sagt a jeder hinterdrei. De Herl' san ja allesammete schlecht. D' Madeln san dumm, daß sie si ei'lassen damit.“

„Wahr is. Magst no a Halbe, Haasin?“

„Ja, wenn't d'as g'schwind bringst.“

Die Kellnerin ging in die Schenke und brachte das Glas frisch gefüllt zurück.

Die Hebamme schob es ihr zu.

„Trink, Benzl! Heut' hast it viel Leut'.“

„Na, bereits gar neamd. Bei dem Wetter kimmt aa foana. Höchstens no da Seitner.“

„Der hat allawei Zeit,“ sagte die Hebamme.

„Ja, er is viel bei uns. Du, Haasin, was für an Nama hätt' da Pfarrer dem Buab'n geben wollen? I hab's wieder vageffen.“

„Simpi oder Simpl oder fo. I woaf's selm net g'nau.“

„Geh! Daß 's überhaupts solchene Nama gibt! Und Wi—bi—ana. Wi—bil' G'rad, als wenn ma de Genna schreit!“

„Du, i muaf zahl'n,“ unterbrach sie die Hebamme, „da kimmt d' Schullerin über d' Straf' uma. Fünfadreiß'g Pfennig, gel?“

„Zwoa Halbe und an Saas und a Brot, san fünfadreiß'g, ja.“

Die Kellnerin schob das Geld ein, und die Haasin nahm den kleinen Vöft von der Tischplatte weg.

Unter der Türe stieß sie auf die Schullerin.

„Ich bin scho firri, Bäu'rin. Ich halt' di net auf.“
 „Nacha geh' ma hoam.“
 „Hast an Haberlschneider troffa?“
 „Ja; er geht heunt no umi.“
 „Gel, i hab' d'as g'sagt? Und paß auf, da kriagt er scho an Auskufft.“
 „Vielleicht. Geh a bissel g'schwinder, daß ins neamd o'red'it!“

Die Schullerin ging eilig voran und sah vor sich hin auf den Boden. Ihr Gesicht war noch rot vom Weinen und von der Aufregung. Sie wollte nicht, daß es jemand bemerkte.

Daheim schickte sie die Hebamme zu Urjula.
 „Gehst anzi dazua und sagst niz. Sie brauch't's it a' wissen.“

„Wal's mi aba fragt, ob 's Kind taust is?“
 „Sie fragt net. De denkst do it drauf, daß's da was geb'n hat. Höchstens, daß's fragt, warum ma so lang' aus g'wesen san. Nacha jagst halt, daß da Bjarra so lang' it in d' Kircha femma is.“

Die Schullerin zog sich um und ging in den Stall. Sie stellte den Melkstuhl hinter die erste Kuh und nahm den Eimer zwischen die Knie. Zuerst wollte sie an ihre Sorgen denken, aber die Arbeit leidet es nicht, daß man den Kopf bei anderen Dingen hat.

Da vergaß sie ihren Gram und strich aufmerksam die Milch in den Eimer.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

85)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Angelacht, Bruder, komm nur her! rief Lufascha dem Kameraden zu, stieg am Nachbarhofe ab und führte sein Roß vorsichtig durch die geflochtene Pforte seines Hofes. — Guten Tag, Stepta, wandle er sich an die Stumme, die, ebenfalls festlich gepuht, von der Straße herkam, um das Roß in Empfang zu nehmen. Er machte ihr durch Zeichen klar, daß sie das Roß zum Heu führen und es nicht abstellen solle.

Die Stumme heulte auf, schmalzte, zeigte mit dem Finger auf das Roß und küßte es auf die Nase. Damit wollte sie sagen, sie liebe das Roß, und das Roß sei schön.

Guten Tag, Mütterchen. Wie, bist Du heute noch nicht herausgekommen? rief Lufascha, während er, die Waffe fest in der Hand, die Treppe hinaufstieg.

Die alte Mutter öffnete ihm die Türe.
 Das nenne ich unerwartet, sagte die Alte. Und Kirka hat gejagt, Du kommst vielleicht.

Bringe Kost. Geh, Mütterchen. Kasarka kommt zu mir. Wie wollen das Fest feiern.

Gleich, Lufascha, gleich, antwortete die Alte. Unsere Weiber sind auch lustig. Ich mein, unsere Stumme ist auch draußen.

Sie griff nach den Schlüsseln und ging hurtig in die Kammer. Kasarka hatte sein Roß eingestallt, seine Flinte abgelegt und trat eben in Lufaschas Stube.

37.

Auf Dein Wohl! sagte Lufascha, indem er die volle Schale Kost, die ihm die Mutter reichte, ergriff und sie vorsichtig zu dem vorgeneigten Kopfe erhob.

Was sagst Du dazu? sagte Kasarka. Der alte Bursak meint: „Wieviel Pferde hast Du gestohlen?“ Er muß doch etwas wissen. Der Hegenmeister, antwortete Lufascha kurz. Aber was tut's, fügte er hinzu und schüttelte den Kopf. Sie sind über den Fluß. Geh, suh' nur!

Es ist doch nicht gut.
 Was ist nicht gut? . . . Bringe ihm morgen Kost. So muß man's machen. Dann geschieht nichts. Nun laß uns lustig sein. Trink, rief Lufascha in dem Tone, mit dem der alte Zerofschka dieses Wort zu sprechen pflegte. — Gehen wir hinaus zu den Mädchen scherzen, und Du geh hinunter, bringe Met, oder ich kann auch die Stumme schicken. Bis zum Morgen wollen wir gehen.

Kasarka lächelte.
 Sag, werden wir lange hier bleiben, sagte er. Immer lustig sein. Lauf nach Branntwein. Da hast Du Geld! Kasarka ließ gehorjam zu Jamla.

Onkel Zerofschka und Jerguschow, die wie die Raubbögel witterten, wo gezecht wurde, stürzten einer nach dem anderen betrunken in die Stube.
 Bringe noch einen halben Eimer, rief Lufascha der Mutter zu, als Antwort auf den Gruß der beiden.
 Nun, erzähl', Teufel, wo warst Du stehen? schrie Onkel Zerofschka. Ein braver Bursche! Ich hab' Dich lieb.
 Schön lieb! . . . antwortete Lufascha lachend. — Bringst den Mädchen Kuchen von den Junkern. Schäm' Dich, Alter! . . .
 Nicht wahr, nein, es ist nicht wahr! . . . Schäm' Dich Marka!
 — Der Alte lachte laut auf. — Und wie hat er mich gebeten, dieser

Teufel! Geh', sagte er, rede ihr gut zu. Eine Flinte wollt' er mir geben. Behalt' sie, in Gottes Namen! Ich hatt's gemacht; aber um Dich war's mir leid. Nun erzähl', wo bist Du gewesen. — Und der Alte begann tatarisch zu sprechen.

Lufascha antwortete ihm ohne Stoden.
 Jerguschow verstand schlecht Tatarisch und warf von Zeit zu Zeit russische Wörter ein.

Ich sage, er hat Pferde erbeutet. Ich weiß es gewiß, beständige er.

Wir waren mit Girejka fortgeritten, erzählte Lufascha (daß er Girej-Chan mit dem Kosenenamen nannte, das gab ihm bei den Kosaken einen gewissen flotten Anstrich). . . . Als wir jenseits des Flusses waren, hörte er nicht auf zu prahlen, daß er die ganze Steppe kenne und uns auf dem kürzesten Wege hinbringen wolle; wir ritten aus. Die Nacht war dunkel — mein Girejka verirrte sich, schnüffelte überall herum und fand sich nicht aus. Er fand den Weg nicht, und damit basta! Wir waren zu weit nach rechts gekommen. Bis in die Rittersnacht suchten wir den Weg. Unser Glück, daß die Hunde heulten.

Karren, sagte Onkel Zerofschka. — Es kam auch bei uns vor, daß wir uns bei Nacht in der Steppe verirren. Der Teufel mag sich da zurechtfinden! Was tue ich? Ich steige auf einen Hügel und heule wie ein Wolf. (Er legte die gefalteten Hände an den Mund und heulte in einem langgedehnten Tone wie eine ganze Herde Wölfe.) Gleich schlagen die Hunde an.

Nun erzähl' weiter, habt Ihr den Weg gefunden?

Dann wurden wir schnell fertig! Den Kasarka hatten die Rogaierteiber gefangen. Wahrhaftig!

Ja, gefangen, sagte Kasarka, der wieder zurückgekommen war, beleidigt.

Wir ritten weiter. Wieder verirrte sich Girejka. Er hatte uns in die Sandwüste hineingeführt. Er sagt immer, es geht zum Teufel, und wir reiten immer weiter weg vom Fluß.

Hättest Du nach den Sternen gesehen, sagte Onkel Zerofschka.

Das sage ich auch, fiel Jerguschow ein.

Ja, sieh Du nur immer, wenn alles dunkel ist. Ich habe mich abgehört, abgehört. . . . Eine Stute hatte ich gefangen, stieg auf und ließ mein Pferd los; das, denke ich, führt uns schon heraus. Aber was glaubst Du? Es schnaubt und schnaubt, hält die Nase auf den Boden. . . . dann springt es hoch auf und führt uns schnurstraks in das Dorf. Auch das war ein Glück. Es war schon überall hell, und wir hatten kaum noch Zeit, die Pferde im Walde unterzubringen. Rogaierte kamen über den Fluß hergeritten und nahmen sie weg.

Jerguschow schüttelte den Kopf.
 Ich sage: Los! und wieviel sind's?

Alles ist da! sagte Lufascha und klopfte auf seine Taschen.

In diesem Augenblick trat die Alte in das Zimmer. Lufascha sprach nicht weiter.

Trink! rief er.

So bin ich einmal mit Girtschil spät ausgeritten . . . begann Zerofschka.

Na, Du kommst nicht zu Ende, sagte Lufascha. — Ich gehe. Lufascha trank die Tschavura aus, zog seinen Gürtel fester an und ging hinaus auf die Straße. . . .

88.

Es war schon dunkel, als Lufascha auf die Straße hinaus trat. Die Herbstnacht war frisch und windstill. Der goldige Vollmond trat hinter den Linden hervor, die auf der einen Seite des Platzes in die Luft ragten. Aus den Schornsteinen der Kammern stieg Rauch auf und lagerte sich, mit dem Nebel zusammenschließend, über dem Ort. Durch die Fenster schimmerte hier und da Licht. Die Luft war vom Dufte des Kuchmitts, der Weintrester und des Rebels geschwängert. Geplauder, Lachen, Singen und Kernetanen hörte man durcheinander, nur noch deutlicher als am Tage. Weiße Lächer und Mühen schimmerten in Häuslein durch die Dunkelheit an Zäunen und Häusern.

Auf dem Platze, der offenen, erleuchteten Tür des Ladens gegenüber, sieht man in dunklen und heißen Kleidern eine Gruppe von Kosaken und Mädchen, hört man lautes Singen, Lachen und Plaudern. Die Mädchen halten sich Hand in Hand, drehen sich im Reigen auf dem Platze. Ein hageres Mädchen, die häßlichste von allen, eröffnet den Gesang:

Aus dem Walde, aus dem dunklen Walde
 Ei da lu li!
 Durch den Garten, durch den grünen Garten
 Kommen frohen Muts zwei junge Bursche,
 Jung sind beide, jung und beide ledig.
 Gehen ihres Wegs und bleiben stehen,
 Bleiben seh'n und fangen an zu streiten.
 Kommt ein schmutzes Mägdelein gegangen,
 Kommt heran zu ihnen und beginnt:
 Einer von Euch beiden soll mich kriegen,
 Und es kriegt sie auch der weiße Bursche,
 Mit dem blonden Haar, der weiße Bursche,
 Und er ja-ja-sieht sie bei der Rechten,
 Und er sü-sü-führt sie rund im Kreise,
 Rühmt sich prahlend vor den Kameraden:
 Freunde, schau, das nenn' ich eine Hausfrau!

Die alten Weiber stehen herum und hören dem Gesang zu. Die Burschen und Mädchen laufen in der Dunkelheit im Kreise umher

und sagen einander. Die Kosaken stehen herum, schäkern mit den vorüberkommenden Mädchen, durchbrechen bisweilen den Reigen und treten in die Mitte. Auf der dunklen Seite der Ladentür stehen Bjelezkij und Olesin in ihren Tschertessenröcken und Röhren und sprechen in kosakischer Mundart, nicht laut, aber doch hörbar miteinander. Sie merken wohl, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Die üppige Ustjenta in ihrem roten Besämet geht im Reigen neben der majestätischen Gestalt Marianas in neuem Gemd und Besämet. Olenin und Bjelezkij unterhalten sich darüber, wie man Mariana und Ustjenta aus dem Kreise fortlocken könnte. Bjelezkij glaubte, Olenin gehe nur auf Vergnügen aus; Olenin aber warierte auf die Entscheidung seines Schicksals. Er wollte Mariana um jeden Preis heute noch allein sprechen, ihr alles sagen und sie fragen, ob sie seine Gattin werden könnte und wollte. Obgleich diese Frage für ihn schon längst verneinend entschieden war, hoffte er doch, er würde die Kraft haben, ihr alles auszusprechen, was er empfinde, und sie würde ihn verstehen.

Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? meinte Bjelezkij. Ich hätte es doch Ustjenta mitgeteilt. Sie sind so selbstsam! . . .

Was soll ich tun! . . . Ich sage Ihnen schon einmal alles, sehr bald. Jetzt machen Sie um Gotteswillen nur, daß sie zu Ustjenta kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pariser Intelligenzproletariat und seine Rolle während der französischen Revolution.^{*)}

Noch weit mehr als heute war Paris unter Ludwig XIV. die geistige Zentrale Frankreichs. Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, unbefähigte Abbés, Literaten und Advokaten: alles strömte nach Paris, der Stadt der geistigen Interessen und des Amüsemens, die damals allein in Frankreich diesen Elementen ein Betätigungsfeld und die Möglichkeit bot, zu Ruhm, Vermögen und Lebensgenuß zu gelangen. Doch nur verhältnismäßig wenige, die in Paris Ehre und Geld suchten, gelangten zum Ziel. Schon vor Beginn der Revolution finden wir in Paris eine große Schicht halb- und ganzproletarischer Existenzen, und bald zog die Revolution neue Elemente dieser Art heran. Fortgerissen von der revolutionären Strömung stellte diese Klasse sich sofort in den Dienst der „Freiheit“, und zwar schlugen sich die meisten Deklassierten zu den „Wütenden“, zu den Radikalen, die im Garten des Palais Royal und dessen Cafés ihre Zusammenkünfte hatten. Doch fehlte es unter diesem akademischen Intelligenzproletariat auch nicht an Elementen, welche die sich bietende Gelegenheit ergriffen, als Sekretäre und Bureaubeamte bei den neugebildeten Munizipalitäten einzutreten oder als Mitarbeiter an radikalistischen Blättern, als radikalistische Agitatoren und Cloqueure sich Geld zu verschaffen.

Mit dem Fortschritt der Revolution trat auch im Intelligenzproletariat eine gewisse Klassenscheidung ein. Von den gewöhnlichen Arbeitern, Tagelöhnern und Kleinhandwerkern fand es sich nicht nur durch seine ganz andere Art der Lebenshaltung und Lebensführung, sondern auch durch seine literarisch-philosophische Bildung, seine meist freigeistige Lebensauffassung und durch seine Sprache getrennt. Die große Masse des eigentlichen Pariser Arbeiterproletariats konnte gar nicht oder doch nur sehr mühsam lesen; und der damalige Dialekt der untersten Volksschichten — in gewissem Sinne kann man von Dialekten sprechen — wich so weit von dem akademischen Französisch ab, daß der größte Teil des Arbeiterproletariats die Redewendungen des Intelligenzproletariats gar nicht verstand.

Beide, das Arbeiter- wie das Intelligenzproletariat, sahen in der Revolution ein Mittel zur Verbesserung der sozialen Lage ihrer Schicht; aber beide verstanden darunter etwas ganz Verschiedenes. Für die in den Fabriken und handwerksmäßigen Kleinbetrieben beschäftigten Arbeiter bedeutete die Verbesserung ihrer Lage: eine Erhöhung der Löhne, das Recht der Vereinigung zur Durchsetzung ihrer Lohn- und Arbeitsforderungen, Ermäßigung der Lebensmittelpreise und Erleichterung der wirtschaftlichen Selbständigmachung. Für den größten Teil des akademischen Intelligenzproletariats bestand das Grundproblem der damaligen sozialen Frage dagegen darin, freien Zutritt zu den ihm versperren staatlichen und kommunalen Beamtenstellungen, zur Rechtspraxis sowie zu den sogenannten liberalen Berufen zu erlangen. Deshalb forderte diese Schicht in erster Reihe den Wegfall der bisherigen ständischen Privilegien und der Vorbehaltung der besser dotierten

b. h. Einrichtung selbständiger städtischer Verwaltungämter und ferner den Fortfall der die literarische Produktion hindernden Buch- und Theaterzensur. Kurz zusammengefaßt, das Intelligenzproletariat verlangte die verfassungsmäßige Garantie, daß jeder, sofern er die erforderlichen Bildungsvorschriften erfüllte, ohne Rücksicht auf Abstammung Standeszugehörigkeit und Protektion zu den höchsten Staatsämtern aufsteigen könne. Abschaffung aller Privilegien, mit Ausnahme jener der akademischen Bildung, persönliche Freiheit, Recht des Individuums auf die Verwertung seiner Fähigkeiten, Meinungsfreiheit: das waren die Haupt Schlagworte, mit denen denn auch diese Gruppe in ihren politischen Streitschriften arbeitete. Der Staat hatte nach ihrer Auffassung nur die Aufgabe, dem einzelnen das Recht seiner Persönlichkeit und die freie Entfaltung seiner individuellen Anlage zu sichern, jenes Eigentum, das durch eigene Tätigkeit erworben war — das feudale Grundeigentum galt vielen Politikern dieser Richtung nur als usurpierter Besitz — zu schützen und Angriffe auf den Genuß dieses Eigentums zu wehren; im übrigen aber sollte er sich möglichst zurückhalten, nicht in das soziale Getriebe eingreifen und jeden Bürger sich entsprechend seinem Belieben ausleben lassen. Ihre Hauptvertreter fand diese Lehre später in den Dantonisten, und der am meisten bekannt gewordene Journalist dieser Partei, Camille Desmoulins, kann gewissermaßen als Typus des akademischen Proletariats gelten.

Doch nicht alle akademischen Proletarier blieben bei der oben dargelegten liberal-individualistischen Auffassung stehen. Der Bitterwille gegen die Zwangsmittel des Staates führte einzelne Glieder der literarischen Pariser Bohème, unter der sich manche Ausländer befanden, zu einer fast völligen Negation der Staatsorganisation, zu allerlei nihilistischen Folgerungen, wie wir sie heute, modernisiert und philosophisch herausgearbeitet, im individualistischen Anarchismus wieder finden. Dieser Richtung erschien selbst der passive Nachwächterstaat eines Desmoulins noch immer viel zu sehr als „Zwangsanstalt“. Auch die ihm von den Gefinnungsgenossen Desmoulins zuerteilten Aufsichtsfunktionen mühten, so meinte sie, dem Staat nach und nach entzogen und den Gemeinden zugewiesen werden.

Der Haupttheoretiker dieser Schicht war der unter dem Namen Anarcharhis Clooth bekannt gewordene reiche westfälische Baron Johann Baptist Kloß, der direkt zur Forderung der Abschaffung jeglicher Regierung gelangte. Alle Verwaltungsfunktionen des Staates sollen an die autonomen freien Gemeinden fallen, die für die Ausführung solcher Aufgaben, die über den Bereich der einzelnen Kommunen hinausreichen, eine brüderliche Vereinigung bilden könnten.

Ein anderer, dritter Teil der ärmeren Intelligenz schloß sich später, als das Kleinbürgertum in Paris die Herrschaft an sich riß, der jakobinischen Richtung Robespierres an und fand teils in staatlichen und kommunalen Anstellungen, teils als Agitatoren und Journalisten Unterkunft; während eine vierte Gruppe, die kleinste von allen, zu halbsozialistischen Tendenzen gelangte; aber nicht zum Arbeitersozialismus, sondern zu einem kleinbürgerlichen Antikapitalismus, dessen Streben im Grunde auf nichts anderes hinauslief, als die Zwergproduktion gegenüber dem Großbetrieb aufrechtzuerhalten.

Das Paris der Jahre 1790 bis 1794 war eine kleinbürgerliche Stadt. Der Kopfzahl nach überwog bei weitem das kleine Geschäftsbürgertum und die mit diesem zusammenhängende und größtenteils aus ihm hervorgegangene Beamtenschaft. Das Proletariat trat gegenüber der kleinbürgerlichen Masse an Zahl und Einfluß völlig zurück. Bei den Aufständen marschierte die Arbeitererschaft zwar in der Vorhut, aber geistig bildete sie lediglich eine Gefolgschaft des Kleinbürgertums. Es ist geradezu erstaunlich, selbst wenn man die schlechte Schulbildung in Betracht zieht, daß die Pariser Arbeiterschaft jener Zeit aus ihrer Mitte nicht einen einzigen Mann von Bedeutung hervorgebracht hat. Selbst in den Jahren 1793 bis 1794 waren die Wortführer des Pariser Arbeiterproletariats im Konvent wie im Gemeinderat und den Sektionsausschüssen kleinbürgerliche Geschäftsleute, Journalisten, Angehörige, Abbés usw. Und die Politik dieser Wortführer bestimmten im wesentlichen nicht Arbeiter-, sondern kleinbürgerliche Interessen. Wohl trat bei einigen Gelegenheiten, z. B. bei den Lohnkämpfen im Mai und Juni 1791 und bei der sich an diese anschließenden Entziehung des Koalitionsrechts ein gewisser Interessenskonflikt zwischen den Arbeitern und den Kleinmeistern hervor, aber zu einem bewußten Klassengegenjaß entwickelte er sich nicht.

Demnach zeigt auch die halbkommunistische Richtung, die im Jahre 1792 im Jakobinismus aufsteht, kleinbürgerliche, man kann in gewissen Sinne sogar sagen: handwerksmäßige Züge. Wie konnte es auch anders sein? Der Kommunismus der Meslier, Morelly, Mably ist im wesentlichen Anarchismus. Er geht nicht von den Gegensätzen der industriellen Entwicklung, sondern der ungleichen Verteilung des Bodens aus. Wo er von der Gefährlichkeit des Eigenbesitzes und der Mäßigkeit der Gütergemeinschaft spricht, versteht er darunter teils die Boden- und Adergemeinschaft. So ist denn auch in jenen vorrevolutionären kommunistischen Projekten, die sich nicht mit ganz allgemeinen vagen Ausführungen über die Schädlichkeit der Besitzunterschiede oder des Privateigentums (worunter meist nur das Grundeigentum verstanden wird) begnügen, sondern genauere Vorschläge zur Einrichtung kommunistischer Wirtschaftsguppen machen,

*) Wir entnehmen diesen Abschnitt Heinrich Cunows soeben im Vorwärtsverlage erschienenen Buche: Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789—1794, ein Beitrag zur Geschichte der französischen Klassen- und Parteikämpfe gegen Ende des 18. Jahrhunderts. (Mit zahlreichen Porträts und Zeitungsfaksimiles.) Beamtenstellungen für bestimmte Stände, Abschaffung der Kauflichkeit und Erblichkeit der Ämter, Aufhebung der künstlerischen Organisation der Advokatenchaft, kommunale Selbstverwaltung,

Wie z. B. in Jean Claude Chappuis „Sozialer Plan“, die Basis aller Wirtschaftsgemeinden der gemeinsame Boden- und Ackerbesitz. Die geplanten Wirtschaftsgemeinschaften sind nichts anderes als Ackergenossenschaften, erweiterte auf gleichen Bodenanteilen bewirtschaftete kommunistische Bauernhaushalte, in denen die industrielle Arbeit nur die Rolle einer Nebenbeschäftigung spielt, genau wie im Haushalt der damaligen französischen Bauern.

Auf die Pariser Verhältnisse und die der anderen großen Industrie- und Handelsstädte ließ sich aber dieses Schema nicht anwenden. Paris ließ sich nicht in kleine landwirtschaftliche Wirtschaftsgemeinden umwandeln, und in solche Gemeinden ließ sich nicht das Pariser industrielle Wirtschaftsleben einzwängen. Zudem mußte bald geholfen werden, denn die Lebensmittelpreise stiegen in rascher Folge, während andererseits durch die Flucht der konsumfähigen Bevölkerungselemente die Nachfrage nach feineren Industriewaren stetig abnahm. Was mußte geschehen? Marx hatte in Nr. 91 seines „Vollstreubendes“ zur Verminderung der Arbeitslosigkeit folgende Mittel vorgeschlagen: Ausdehnung der Arbeitszeit auf 6 bis 7 Jahre, Festsetzung von Minimallohnen, Gewährung von Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln an befähigte Gesellen, die sich selbständig machen möchten. Aehnlicher Art waren auch die Forderungen jener halbkommunistischen Agitatoren, wie Jacques Roux, Leclerc, Barlet usw., die in 1792 mit antikapitalistischen Ideen hervortraten. Ihre Hauptwünsche lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: Aufteilung der Rationalgüter unter die ärmere Landbevölkerung, Gewährung von Unterstützungen und zinsfreien Darlehen an Handwerker-Gesellen zur Begründung eigener Geschäfte oder Handwerker-Genossenschaften, Verhinderung der Lebensmittelspekulation und der Anhäufung großer Industrie- und Handelskapitalien durch entsprechende Besteuerungssysteme und schließlich staatliche Konfiskation jener Vermögen, die eine bestimmte Größe überschreiten.

Dieser antikapitalistische Charakter tritt noch schärfer hervor, wenn man sich die Begründungen der Führer dieser Richtung ansieht. So forderte z. B. Barlet in einem im Dezember 1792 an den Konvent gerichteten Vorschlag, daß die großen Unterschiede zwischen den Vermögen nach und nach beseitigt werden müßten und als Mittel hierzu empfahl er: Anspornung des industriellen Wettbewerbs, Unterstützung der dem Gemeinwesen nützlichen Talente, Entehrung und Mißachtung der Egoisten, Verhinderung der unläuteren Spekulation und der Ausnützung des Notstandes der Nichtbesitzenden. Keineswegs sollten aber, wie er in einer Note hinzusetzte, alle großen Vermögen beschnitten werden, sondern nur die, die durch Spekulation und Agiotage zusammengebracht seien. Wörtlich heißt es in seinem Vorschlag: „Man verstehe recht. Ich spreche hier nicht von dem großen Besitz, der durch gute Spekulation oder gewagte Unternehmungen erworben ist, noch treffen meine Ausführungen unsere Handelsbeziehungen zum Ausland; ich will nur die Agiotage, Monopole, den Lebensmittelswucher und die stetige Vergrößerung der Sondervermögen auf Kosten des allgemeinen Besitzes verhindert wissen.“

Etwas weiter ging Jacques Roux, der besonders in dem von Kleinhandwerkern und armen Künstlern bewohnten Pariser Stadtbezirk der Gravilliers seine Anhänger hatte. Er wollte alle Vermögen über eine bestimmte Größe hinaus verboten wissen und zugleich sollte verhindert werden, daß die großen Unternehmer alle Arbeit an sich rissen und den Kleinmeistern nach Belieben die Preise für ihre Arbeiten diktierten. So heißt es z. B. in seiner Programmrede am 25. Juni 1793 vor dem Konvent:

„Die Freiheit ist nur ein leerer Wahn, wenn die eine Menschenklasse die andere straflos aushungern darf. Die Gleichheit ist nur ein leerer Wahn, wenn der Reiche durch das Monopol das Recht über Leben und Tod seinesgleichen in Händen hält. Die Republik ist nur ein leerer Wahn, wenn die Gegenrevolution von Tag zu Tag durch einen Preis der Lebensmittel gefördert wird, den drei Viertel aller Bürger nicht aufbringen können. . . Um die Sansculotten für die Revolution und die Verfassung zu gewinnen, muß notwendig die geschäftliche Freibeuterei, die vom realen Handel wohl zu unterscheiden ist, inhibiert und der Preis der Lebensmittel herabgesetzt werden.“

Also nicht der reelle Handel, sondern nur die geschäftliche Freibeuterei, d. h. die Bedrückung des Handwerks und die Preiskreiberei durch die großen Monopolisten, sollte verhindert werden. Tatsächlich wurzelte die ganze halbkommunistische Agitation der Jahre 1792/94 in nichts anderem, als in der Verweisung der Kleinmeister über die Vernichtung ihrer wirtschaftlichen Existenz durch das sich unter der neuen Freiheit schnell ausdehnende Handels- und Industriekapital. Von irgend einem tieferen Verständnis für die neuen Arbeitsbedingungen der eigentlichen Arbeiterschaft, besonders für die Forderung des Koalitionsrechts, d. h. für das Recht der Vereinigung der Arbeiter zu Lohnkampfbündnissen, ist auch unter diesem antikapitalistischen Zeil des Intelligenzproletariats nichts zu finden.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Bandwurmkur. Die Bandwurmkrankheit gehört zu den Krankheiten, die man sich leicht einbilden kann. Viele Leute

glauben, wenn sie unbestimmte Beschwerden haben, wie Magen-schmerzen, Erbrechen, Kopfschmerzen, Heißhunger, daß diese unbedingt von einem Bandwurm herrühren müßten. Sie gebrauchen alsdann eine Bandwurmkur, ohne dabei zu bedenken, daß das Wurmmittel doch ein recht angreifendes Arzneimittel darstellt, das ohne dringenden Anlaß nicht gebraucht werden sollte. Mit Sicherheit kann man von dem Vorhandensein eines Bandwurmes erst dann sprechen, wenn Glieder abgegangen sind oder wenn Wurmcier nachgewiesen wurden. Aus dem Fehlschlagen einer Kur kann man übrigens noch nicht absolut schließen, daß kein Bandwurm vorhanden ist. Manche Menschen beherbergen mehrere Bandwürmer, selbst solche von verschiedenen Sorten. Dies kann man schließen, wenn die abgegangenen Bandwürmer von übermäßiger Länge sind. Es sind mehr als 40 Bandwurmköpfe bei einem Patienten beobachtet worden. Die Annahme, daß gewisse Speisen auf den Bandwurm einwirken sollen und die Glieder abstoßen, ist falsch. Nur die Frucht fällt vom Baum, die reif ist, sagt Dr. Schilling; ob jemand dabei zufällig Zwiebel und Fering gegessen hat, macht nichts aus. Schlägt die Kur fehl, so soll man, falls nur der Kopf zurückgeblieben ist, die Kur erst ungefähr nach einem Vierteljahr wiederholen, da dann noch dieser Frift der Wurm wieder ausgewachsen ist. Die Krankheit verschont kein Lebensalter, schon Kinder können befallen werden, doch am häufigsten kommt sie bei Menschen im 20.—40. Lebensjahr vor. Bei schwächlichen Menschen, Lungenkranken und Rekonvaleszenten soll die Kur nicht vorgenommen werden, da sie zu angreifend und schwächend wirkt. Aber auch bei gesunden Personen kann die Kur manchmal sehr schwere Erscheinungen, ja direkt Vergiftungen erzeugen. So können Darm-tarrhe, Blutabgang, Gelsucht, Leberentzündung hervorgerufen werden, ja die Vergiftung kann eine tödliche sein. Man soll also unter keinen Umständen eine Bandwurmkur als eine gleichgültige Prozedur betrachten. Bei derartigen Schädigungen handelt es sich oft um ein Präparat, das nicht rein ist. Unwirksam ist das Mittel oft dann, wenn es aus ungenügend freischer Wurzel bereitet ist. Die Vorstellung, daß der Wurm oft nach 7 Jahren absterbe, ist in das Reich der Fabel zu verweisen.

Meteorologisches.

Das Klima Berlins. Wie Otto Baschin, Rufos am Geographischen Institut der Berliner Universität, in der „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ hervorhebt, fehlt immer noch eine moderne Darstellung der klimatischen Verhältnisse Deutschlands, und bis vor wenigen Monaten existierte eine solche auch für die Reichshauptstadt noch nicht. Vorarbeiten dazu waren allerdings bereits unternommen worden. Die erste zusammenfassende Uebersicht der wichtigsten klimatologischen Verhältnisse Berlins wurde von Professor S. W. Dove auf Grund der meteorologischen Beobachtungen in den Jahren 1719 bis 1865 unternommen. Auch der jetzige Vorsitzende der Gesellschaft, G. Gilmann, hat verschiedene wertvolle Arbeiten auf diesem Gebiete veröffentlicht und steht im Begriff, eine größere Darstellung der Berliner klimatischen Verhältnisse auszuarbeiten. Eine dankenswerte Bearbeitung des 61 Jahre umfassenden Materials liegt jedoch bereits aus der Feder des Vorstandsmitglieds der Gesellschaft, Otto Wehre, vor, die sich nicht allein auf ziffernmäßige Grundlagen beschränkt, sondern in abgerundeter Form die einzelnen Faktoren der klimatischen Verhältnisse Berlins bespricht. Da eine Klimatablelle Berlins noch nirgends an leicht zugänglicher Stelle veröffentlicht worden ist, gibt die Gesellschaft für Erdkunde in ihrer Zeitschrift auf Grund der Arbeiten Wehres im Verein mit Angaben aus dem Jahre 1899 eine solche wieder. Zunächst ist bei Betrachtung der Temperaturtabellen zu berücksichtigen, daß die Erwärmung der Häusermassen durch die Sonnenstrahlung einen merklichen Einfluß ausübt, so daß die Temperatur im Winter um etwa 0,3, im Herbst um 0,4, im Frühling und Sommer um 0,6 und im Jahresmittel um 0,5 Grad des hundertteiligen Thermometers höher ist als außerhalb. Die bekannten Kälterückfälle am 11., 12. und 13. Mai kommen in den Mittelwerten fast gar nicht zum Ausdruck, was daran liegen dürfte, daß im Innern der Stadt alle Temperaturschwankungen stark ausgeglichen werden. So wurde zum Beispiel am 19. Januar 1893 als das absolute Minimum der Lufttemperatur in der Innenstadt — 23,1 und außerhalb — 31,0 Grad gemessen. Die mittlere Jahrestemperatur ergibt sich aus den Beobachtungen von 1719 bis 1847 zu 8,9, aus denen von 1848 bis 1907 zu 9,2 Grad. Danach wäre also Berlin etwas wärmer geworden. Die höchste Mitteltemperatur (11,5 Grad) hatte das Jahr 1756, die niedrigste (5,4 Grad) das Jahr 1740. Der Dampfdruck der Luft ist am geringsten im Januar, am größten im Juli. Dagegen erreicht die relative Feuchtigkeit im Winter ihren höchsten, im Sommer ihren niedrigsten Wert. Im Mittel ist die Berliner Luft zu drei Vierteln mit Wasserdampf gesättigt. Die Wolken bedecken in Berlin durchschnittlich zwei Drittel des sichtbaren Himmels. In den Wintermonaten steigt die Bevölkerung im Mittel bis zu drei Vierteln und geht auch in den Sommermonaten nicht ganz bis zur Hälfte herab. Der Luftdruck übersteigt den Normaldruck von 760 Millimeter nur wenig und ändert sich im Laufe des Jahres in unregelmäßiger Weise, jedoch mit einem deutlichen Maximum im Januar und einem Minimum im März.